

Seine Mitbürger vor Ort kann man sich nicht aussuchen. Aber hier zeigt sich, wie eine Gesellschaft etwas miteinander tun kann, ohne sich sehr ähnlich zu sein oder gut zu kennen

Nachteil und Nutzen der Nachbarschaft

10.Juni 2009, Gerd Held

Große Tische sind einfache und doch anspruchsvolle Möbel. Man kann dabei an eine festliche Tafel denken, an der zu besonderem Anlass der größere Familienkreis zusammenkommt. Aber es kann auch ein Tapeziertisch sein, an dem nach getanem Umzug die Pizza aus dem Karton serviert wird. Aus manchen Regionen kennen wir die schlichten, langen Holztische, die im Grunde verlängerte Küchentische sind und schon manche Kerbe tragen. Denn hier wird nicht nur getafelt, sondern auch Gemüse geschnitten, Pflanzen eingetopft, repariert, gespielt und gebastelt. Der große Tisch ist eine Maschine der Lebenswelt. Er sieht Freundschaften und Scheidungen, Streitfälle und Verbrüderungen, große Auftritte und stille Zufriedenheit. Die Themen und Generationen wechseln, der Tisch bleibt. Er bildet die Kontinuität in einer schnellebigen Zeit. Nicht zufällig sehen wir dies Möbel oft draußen, unter einem Baum oder auf der Straße vor dem Haus. Es ist zu groß für den Binnenraum des modernen Kleinhaushalts, es ragt gleichsam aus ihm heraus – ein Möbel, das den Außenraum zur Wohnung macht. Es braucht die Nachbarschaft, es lädt zur Gesellschaft ein. Der große Tisch ist ein kleines Gemeingut – ganz ohne diktatorische Planwirtschaft. Und doch ist er auch anspruchsvoll. Er verlangt zivilisiertes Benehmen. Er erzwingt, in seinen kleinen Grenzen, Frieden. Seine Größe lockert die intimen Zwänge der Kleinfamilie, zugleich schafft er mehr soziale Bindung als ein Straßenbahnwagen. Man muss sich auf entfernte Verwandte, auf Freunde von Freunden oder auf Nachbarn einlassen, also auf Menschen, die man sich nicht frei nach Gusto aussuchen konnte. Das macht den großen Tisch zu einem eminent politischen Gegenstand. Die Gemeinschaften, die sich an ihm bilden, sind ein sozialer Grundbaustein für eine offene Gesellschaft. Sie stellen Bindungen dar, doch diese sind frei eingegangene Bindungen. Sie sind breiter angelegt als eine Kleinfamilie und bleiben dennoch überschaubar. Natürlich kommen große Tische auch in anderen Zusammenhängen vor, als Kabinetttische zum Beispiel. Aber ihre wichtigste Rolle spielen sie im Alltag. Wenn ein Volk hier gemeinsame, stetige Formen schafft, ist es auch in größeren Dingen handlungsfähiger und sitzt weniger skeptisch in der Ecke. Die Gesellschaft muss keine Gemeinschaft sein, aber sie muss Orte haben, an denen sie sich ohne große Vorbedingungen ab und zu zusammensetzen kann.

Im Zeitalter der passgenauen Beziehungen

Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass in unserem Land – wie in anderen modernen Ländern auch - eine allmähliche Entleerung bei den traditionellen Zugehörigkeiten stattfindet. Die Familien werden kleiner, Kirchen und Gewerkschaften bieten ihren Mitgliedern weniger Heimat. Dazu gehört, dass engere Beziehungen nur noch mit Menschen eingegangen werden, die „genau passen“. Bei dieser Beziehungswahl à la carte bilden sich hochspezialisierte Verei-

nigungen um einzelne Hobbies und Geschmacksrichtungen. Sie reichen manchmal bis in die entferntesten Winkel des Erdballs. Mit der Bildung von stabilen Lebenswelten tut sich dieser Trend jedoch schwer. Der normale Alltag ist nicht mehr gesellschaftsfähig, Verrichtungen wie Essen, Putzen, Werkeln, Spielen, Schwatzen oder einfach nur Dabeisitzen erscheinen zu trivial, um sie mit anderen zu teilen. So sind wir sehr wählerisch mit unseren Mitmenschen geworden. Schnell passt da irgendein Gesicht nicht mehr, wenn es wirklich mit am Tisch sitzen soll. Dort, wo bisher die traditionellen Bindungen über Gräben hinweghalfen (weil man sich fügen mußte), klafft jetzt eine Lücke. Während die Großorganisationen oben mit medienwirksamen Projekten die Fassade pflegen, fehlt es ihnen unten an elementaren Formen der Geselligkeit. Die vielbeschworene Bürgerbeteiligung ist zu einer Sache für Spezialisten geworden. Komplizierte „Lösungspakete“ müssen ausgehandelt werden. Es finden unzählige Sitzungen statt, Berater gehen aus und ein. Es wird viel zu Tagungen herumgereist. Jeder soll nun „vernetzt“ sein, aber Netze sind noch keine Lebensform. Wer stolz auf seine vielen „Zugänge“ ist, hockt am Ende doch nur an seinem kleinen Tischchen. So hat sich im Schatten der wuchernenden Regelwerke und Förderungstöpfe Monotonie ausgebreitet. Die Geselligkeit der Menschen weist keine Gliederungen mehr auf. Sie ist entleert worden. „Das Soziale“ wird nur noch pauschal beschworen - was Margaret Thatcher zu der guten Frage veranlasst hat, was „die Gesellschaft“ überhaupt sei.

Diese Entleerung hat im Westen zunächst im Zeichen des Wohlstands stattgefunden. Deshalb wurde sie kaum bemerkt. Die Gewinne einer immer wählerischeren Freiheit waren nicht von der Hand zu weisen. Es gab auch viel umzuverteilen, Solidarität wurde immer mehr in individuellen Warenkörben berechnet. Gerade die Linke kannte nur noch Globalgrößen der sozialen Ungleichheit. In ihrer abstrakten Gesellschaftsarithmetik kamen Gemeingüter nicht mehr vor. Bei bestimmten Dingen entstand eine neue Hilflosigkeit. Gegen Gewalt in der U-Bahn oder Vermüllung gab es keine zivile Abwehrstruktur. Ebenso fehlte das Korrektiv des Alltags gegen das Abdriften von Jugendlichen in mörderische Scheinwelten. Mehr noch: Bei den beiden großen Sozialaufgaben, der Bildung und der Gesundheitspflege, zeigte sich immer mehr, dass die Schwächung der Familien durch staatliche Systeme trotz extremer Aufwendungen nicht ganz aufzufangen war. Es kam zu Diskussionen, ob es an den Lehrern oder an den Eltern liegt, aber in Wirklichkeit fehlte bei den Sozialaufgaben eine Mitte von Gemeinschaftstrukturen. Dann kam die Krise und nun zeigt die Entleerung der Mitte eine fatale Konsequenz. Die Menschen finden nicht ausreichend Auffangpunkte, die ihnen Halt geben könnten. Maßnahmen wie der Abwrackprämie oder der Rentengarantie wenden sich an eine amorphe Gesellschaft individueller Verbraucher. Die politischen Vorschläge sprechen nur ein abstraktes Publikum an, das zur Selbstorganisation und Verantwortung nicht fähig sein soll.

Größe und Grenze der globalen Hilfsaktionen

Es fehlt in unserem Land nicht am guten Willen. Das zeigen die Wellen der Hilfsbereitschaft bei Notlagen und die weite Verbreitung ehrenamtlicher Tätigkeit, die es bei uns ebenso gibt wie in den anderen westlichen Ländern – insbesondere in den angeblich so gierig-kalten USA. Freiheit braucht nicht nur Bindung, sie sucht Bindung. Jede zu Ende gedachte Freiheit führt nicht zum kurzen Prozess der Gier, sondern zum langen Weg des Engagements. Wo Freiheit wächst, wächst die Neigung zur Anteilnahme mit. Bindung ist also keine Restriktion der Freiheit, die dieser von außen auferlegt werden müßte. Sie ist ihre innere Konsequenz. Der gute Wille braucht allerdings Formen, in denen er lebensnah und stetig zur Geltung kommen kann. Die vielfältigen Vereinigungen für einen frei gewählten Zweck sind ein Schritt. Allerdings

gibt es ein Dilemma bei den Nachbarschaften „Nachbarschaft“ ist zwar ein freier Zusammenhang, aber er weist auch unfreiwillige Elemente auf. Wir können uns die Mitmenschen, mit denen wir Haus an Haus zusammenwohnen, nur sehr bedingt aussuchen. Sie zwar nicht ganz und gar „Fremde“, aber auch nicht automatisch Freunde. Nachbarn haben oft Eigenschaften, die uns missfallen oder die uns langweilen. Mit ihnen ein Stück Leben zu teilen, fällt uns schwer. Wir sind wählerisch und fahren lieber meilenweit, um die wirklich „passenden“ Menschen zu treffen. Das ist unklug. Wir versagen uns viele kleine Anstöße, unsere alltäglichen Verrichtungen verarmen. Wir versagen uns und anderen auch eine wichtige Quelle der Anerkennung. Im Zusammenhang der Nachbarschaften finden wir einen Maßstab für das gelungene Leben, der viel greifbarer ist als die fernen Phrasen der „sozialen Gleichheit“ oder des „Superstars“. Der Schulerfolg der Kinder oder der Gesundheitszustand im Alter kann in Gemeinschaften des Wohnquartiers weniger absolut beurteilt werden. Erwartungen und Ansprüche finden hier eine Mitte und jede Stadt wird so viele, unterschiedliche Mitten haben. Die von traditionellen Bindungen entleerte Gesellschaft kann sich wieder füllen.

Von der Freiheit weniger wählerisch Gebrauch machen

Es geht also darum, einen Gebrauch der Freiheit zu lernen, der weniger wählerisch ist. Dafür gibt es durchaus Ansätze: das gemeinsame Grillen im Hinterhof oder im Garten; das gemeinsame Fernsehen von Fußball oder „Tatort“; das Anmieten eines Ladenlokals zur Kinderbetreuung durch mehrere Eltern; das Anlegen „wilder“ Pflanzungen am Straßenrand. Bescheidene Ansätze, gewiss. Doch beginnt hier eine elementare, lebensweltliche Gemeinschaftsbildung der Bürger. Oft ist sie unauffällig, manchmal wird sie von den Spezialisten der Sozialnetzwerke für sich vereinnahmt. Aber hier zeichnet sich eine Entwicklung ab, die zu einer neuen, einfachen und echten Arbeitsteilung zwischen Gesellschaft und Staat führen kann.

So gibt es heute im Grunde zwei Richtungen in der sozialen Entwicklung: Eine Tendenz zu einer amorphen, entleerten Gesellschaft, die mit ihrer inneren Gliederung ihren Halt verliert, und die immer stärker von staatlicher Förderung und großen Sozialverbänden dominiert wird. Hier werden die großen Tische der Bürger in die Verhandlungstische der Netzwerke verwandelt. Es gibt aber auch eine Tendenz zu einer Gesellschaft, die sich neu mit Gemeinschaften anreichert und dadurch selbstständiger wird. Die gute Nachbarschaft ist für diese Tendenz die kritische Schwelle. Nur wenn sie gelingt, bekommt die schon bestehende Gemeinschaftsbildung ein lebensweltliches Rückrat. Gute Nachbarschaft ist die Elementarform, die eine freie Gesellschaft zur Erweiterung der kleiner werdenden Familien anbieten kann. Der große Tisch ist ihr Prüfstein.

(Manuskript vom 10.6.2009, erschien in der „Welt am Sonntag“ vom 14.6.2009 unter der Überschrift „Nicht kleine, sondern große Tische braucht das Land“)